

23. III. 1919

16

Hungerfrühling.

Eine knurrende Betrachtung.

Von Ludwig Hirschfeld.

Hunger ist der beste Koch. . . . Wenn dieses Cou-
vernantspruchwort wahr wäre, dann hätten wir jetzt
eine gewözu erstklassige Küche. Dieser Koch kocht jeden
Tag besser und raffinierter. Gestern hat er uns den
Appetit noch mit allerlei Rüben teils gestillt, teils ver-
trieben, heute serviert er uns düstere Wasserjuppen und
morgen wahrscheinlich nur mehr leere Schüsseln und
Teller. In allen Familien muß ein gleichmäßig und
gerecht verteilter Hunger herrschen. Kein Magen darf lauter
oder sanfter knurren als der andere, jeder muß auf die-
selbe Tonart abgestimmt sein. Gleiches Nichts für alle. . .

Mit einem Wort: wir sind wieder einmal glücklich
auf einem Höhepunkt angelangt. Das ganze Leben ver-
letzten Jahre bestand ja aus lauter Höhepunkten: des
Sieges, der Zuversicht, der Knappheit, Kaitlosigkeit und
Trostlosigkeit. Aber immer, wenn man auf dem nächsten
Höhepunkt angelangt war, blickte man auf den vorigen
sehnüchlich zurück. Immer wieder kam man zu der
Einsicht: ja, voriges Jahr, da war alles noch viel besser.
Oder auch nur: ja, vor einem Monat, vor acht Tagen.
Immer wieder erschien einem das Elend von gestern als
ein unvergleichlicher Zustand gegen das heutige. Bei-
spielsweise der eben zu Ende gehende Winter: der war
doch für die in Wien Internierten ärger als alle vier
Kriegswinter zusammen. Darauf kann doch unmöglich
noch etwas ärgeres folgen, sollte man meinen. Aber es
kam doch, es kommt noch ärger, noch wirrer, desperater
und trostloser, was überhaupt die einzige Entwallungs-
möglichkeit zu sein scheint, die wir noch aufzuweisen haben.

Ein netter Frühlingbeginn. Im Himmelsraum, wo
die fleischlosen Wochen offenbar noch nicht eingeführt sind,
tritt die Sonne jetzt in das Zeichen des Widder. Hier
unten vollzieht sich der Frühlingssanfang im Zeichen des
Hungers, und dabei wird man noch durch
Drangsalierungen gestört. Früher hat man immer und
überall das stumpfsinnige Gespräch vom Essen und von
den Lebensmitteln geführt. Jetzt spricht man nur mehr
vom Hunger. Früher hat man ja auch oft gehungert,
aber mehr privat, versteckt, jetzt hungert man ganz offiziell.
Hunger ist der Sinn, das Leitmotiv dieser Tage: er
blickt aus allen Augen, redet in allen Gesprächen mit,
ist aus jeder Gerechtigkeit, jedem Zwist herauszuhören. In
Zolas Schilderungen von Paris lehrte immer das
charakteristische Donnern und Dröhnen der Riesenstadt
wieder. Der Grundton Wiens ist jetzt das Knurren von
Hunderttausenden leeren Mägen. Der eine knurrt laut und
heftig, der andere sanft und leise, je nach Temperament
und Gemütsart. Menschen, die sich immer ganz im
Abstrakten, Geistigen und Künstlerischen bewegt, jedes
„Freßgespräch“ verachtet haben, erzählen einem un-
ausgesprochen und ausführlich von ihrem Hunger. Leute,
die sich passabel durchgebracht haben, klagen: „Heute nacht
habe ich vor Hunger nicht schlafen können.“ Ein immer
wohlerzogener und korrekter junger Mann knabbert auf
der Straße „Borhörndln“ und entschuldigt sich: „Ich habe
heute keinen Bissen gefrühstückt.“ Im Gasthaus ver-
schlingen die Gäste nicht nur das, was ihnen serviert
wird, mit nervöser Hast und Gier, sondern mit den Augen
auch das, was der Nachbar frisst. Bei jeder Straßenbahn-
fahrt ist man Zeuge von grundlosen gereizten Kontro-
versen. Es ist überall dasselbe: ein Hunger kollidiert mit
dem andern.

Solange noch Krieg war — nämlich der mit der
Entente, im übrigen geht er ja noch weiter — hat man
immerhin den schwachen Trost gehabt: die Feinde sind
daran schuld. Sie blockieren uns, sperren uns von der
Welt ab, sie hungern uns aus. Und nun, wo die Entente,
sehr spät und grausam langsam und zögernd, damit auf-
hört, nun fangen wir selbst an, uns zu blockieren, die
nächste Welt zu versperren und auszuhungern. Ein
fideles Gefängnis, diese Stadt Wien. Gerade jetzt, am
Frühjahrsbeginn, wo es erfahrungsgemäß immer am
ärgersten ist, sind unsere diversen Instanzen und Pseudo-
instanzen auf die sinnige Idee gekommen, die Ernährung

Wiens auf eine sittlich einwandfreie Basis zu stellen. Die
ganze Stadt ist unzingelt, um den Schleichhandel zu
unterdrücken. Diese Branche mag sehr schädlich und ver-
werflich sein, aber sie hat bei allen ihren Fehlern die eine
gut Eigenschaft, daß sie immer etwas aufreibt. Und ein
unmoralischer Laib Brot ist eben einem sittlich einwand-
freien leeren Magen unbedingt vorzuziehen. Das ganze
Umzingeln hat nur den Effekt, daß der Bauer noch
marktscheuer, der Schleichhändler wegen des erhöhten
Risikos noch teurer wird, daß man also noch mehr
hungern oder noch mehr zahlen muß. Den Schleichhandel
meint man und den Konumenten schlägt man.

Aber mit der bloßen Blockade Wiens begnügen wir
uns nicht. Kein Feind kann so unerbittlich vorgehen wie
wir gegen uns selbst, in keiner eroberten und besetzten
Stadt kann es mehr Rechtsunsicherheit, Verängstigung
und dumpfe Erbitterung geben. Vor einem Jahre wären
manche Expeditionen ins Privatleben vielleicht noch
rentabel gewesen. Heute gibt es, bis auf wenige Aus-
nahmen, in den meisten bürgerlichen Haushalten längst
keine Vorräte mehr. Höchstens die allerletzten Reste, einige
Kilo Mehl, etliche konservierte Eier, eiserne Vorräte, die
die Hausfrau tapfer abgespart hat, vor allem sich selber.
Wie mühselig, sorgenvoll und kostspielig ist das alles
erworben, erlitten und nach Hause geschleppt worden:
ehrfür, jamohl, ehrlich gehaust. Denn es hat jeder das
Recht und die Pflicht, sich für die ärgste Zeit, für die
alten Leute und die Kinder in der Familie und für
Krankheitsfälle einen Vorrat anzulegen. Und dieser arm-
selige Hausfrauenschatz soll einfach weggenommen werden
dürfen? Unbegreiflich, daß es noch nicht zu einer Haus-
frauenvolke gekommen ist, denn dieser Magenterror
sängt an, unerträglich zu werden.

Dieses herrliche System der Selbstauszehrung wird
an dem Tage gesiegt haben, an dem die Wiener Gast-
wirte zu einer allgemeinen Sperre genötigt sind. Einige
hunderttausend Menschen, die keinen Bissen im Hause
haben, kriegen dann überhaupt nichts mehr. Wahr-
scheinlich, weil sie genug geschlemmt, weil sie fortwährend
Daserreis- und Graupenorgien, Grundbienen- und Rüben-
gelage gefeiert haben. Mit der Gasthausperre ist der
Wiener Bevölkerung die völlige Freiheit, zu hungern,
das allgemeine, freie und direkte Recht, gar nichts zu essen,
endlich gegeben. Dann sind wir glücklich so weit, daß man
auch für Geld nichts mehr bekommt, und Vermögens-
abgabe, Enteignung, Sozialisierung und sonstige volks-
wirtschaftliche Maßnahmen können ohne weiteres beginnen,
eine nach der andern oder womöglich alle zugleich. Einem
Verhungern ist alles egal. Und wird diese entkräftete
Stadt das alles aushalten? Möglich, daß die radikale
Operation gelingt. Aber die Chirurgen sollen nur auf-
passen, daß der Patient die Operation auch überlebt. . .